

Leseprobe aus:

**Felicitas Mayall**

**Wolfstod**



ICH HÄTTE vor dreißig Jahren sterben sollen, dachte Giorgio Altlander. Das wäre der richtige Moment gewesen. Auf dem Höhepunkt. Drei, vier ungewöhnliche Bücher mit internationalem Erfolg, eingereiht in die Ruhmeshalle der jungen Genies, die nur kurz die Erde berühren und schon wieder davon sind – wie Botschafter einer anderen Welt ... Aliens oder Engel mit dunklen Schwingen. Wie Lord Byron, Shelley, Keats, die jungen Engländer, wie ich selbst einst auf der Flucht vor Spießern und Moralaposteln, vor dem ganzen Elend des normalen Lebens.

Jetzt war er vierundsechzig, seine Bücher verkauften sich noch immer gut, aber die Kritiken hatten einen hämischen Unterton, und er wusste selbst, dass er nie mehr die Originalität seiner frühen Werke erreicht hatte. Sein Taufname Wolf stünde ihm eigentlich besser an als sein selbst gewählter Vorname Giorgio (Lord Byron hieß George), der ihm heute beinahe lächerlich erschien. Manchmal fühlte er sich wie ein zahnloser räudiger Wolf, der das Jagen verlernt hat.

Er stützte die Hände auf seinen Schreibtisch, stand langsam auf. Süßlicher Duft drang durch das offene Fenster seines Arbeitszimmers. Draußen blühte ganz Italien. Auch etwas, das er immer schlechter ertrug. Lieblichkeit hatte ihm noch nie entsprochen. Aus diesem Grunde hatte er dieses Haus südlich von Siena gewählt. Es lag inmitten der

Crete, jener klaren und kargen Landschaft, die das Skelett der Toskana bloßlegte, ihre wahre Natur. Altlander verzog das Gesicht – Wölfe scharrten nach Knochen, war es nicht so? Die Crete jedenfalls waren nie lieblich, schmückten sich nur manchmal mit Sonnenblumenfeldern oder hellem Grün keimenden Getreides.

Er mochte am liebsten nackte Felder, tiefbraune Erde hügelab, hügelab, die Struktur der Erdklumpen und weißen Erosionsknochen. Klarheit. Zumindest außen. In seinem Inneren wechselten Klarheit und Verwirrung ständig ab. Trocken auflachend trat er ans Fenster. Ein letzter lilafarbener Schimmer der untergegangenen Sonne hing über der Landschaft. Die Schirmpinie auf dem Hügel gegenüber zeichnete sich schwarz gegen den Himmel ab. Irgendwo blökten Schafe. Der Duft des Frühlings erschien ihm wie aufdringliches Parfüm, ähnelte dem Duft, den Enzo ausströmte, wenn er nach Siena oder Florenz fuhr, um Freunde zu besuchen. Altlander hasste Parfüm und Enzos Freunde. Er hasste es, wenn Enzo sich rausputzte wie eine Nutte. Aber auch das nahm er hin, wie den Frühlings, es bot immerhin Munition für ihre Auseinandersetzungen.

Jetzt erst bemerkte er die Gestalt seines Noch-Lebensgefährten. Enzo lehnte an der Mauer, die den Garten einfasste. Wie eine winzige blaue Nebelwolke stieg der Rauch seiner Zigarette auf. Er schaute ins Land hinaus, als genieße er den Sonnenuntergang. Doch die Art, wie er rauchte, hatte etwas Heftiges, Rastloses.

Wieder lachte Altlander bitter auf. Lautlos diesmal. Sie hatten sich beim Mittagessen gestritten. Worüber? Über irgendeine von Enzos vielen Nachlässigkeiten. Er konnte sich nicht einmal mehr genau erinnern, über welche. Doch,

ja, jetzt fiel es ihm wieder ein. Enzo hatte grünen Paprika in den Salat gemischt, obwohl er genau wusste, dass Altlander grünen Paprika nicht vertrug. Solche Dinge machte Enzo in letzter Zeit häufiger. Mit den Gurken war es ähnlich – Enzo schälte sie und ließ sie einen halben Tag liegen, ehe er sie als Salat servierte. Altlander wurde schon beim Geruch übel. Es lag System in Enzos Nachlässigkeiten – die kleinen Anschläge auf Altlanders Magen und Galle wurden von den Köstlichkeiten Enzos übriger Kochkunst aufgehoben, wirkten wie wunderliche Ausrutscher, möglicherweise von der Haushälterin verschuldet, die am Salat herumgebessert hatte. Jedenfalls stellte Enzo es so dar.

Altlander fiel auf solche Ausreden nicht herein, kannte Menschen und insbesondere Enzo zu gut. Die neue Ausdruckslosigkeit in Enzos Augen war ihm nicht entgangen, die Gleichgültigkeit, manchmal sogar Unaufrichtigkeit seiner Gesten. Altlander wusste, dass ihre Beziehung sich dem Ende zuneigte – fast schon vorüber war. Er begehrte Enzo nicht mehr, obwohl er noch immer die Erscheinung des jungen Italieners bewunderte, seine Art, sich zu bewegen, diesen lässigen leichten Schritt, die Geste, mit der er seine dichten dunkelbraunen Haare zurückstrich und halb verlegen, halb provozierend lächelte. Begehren war von einer halbwegs angenehmen Vertrautheit abgelöst worden. Noch nicht lange, ein paar Monate erst. Altlander war zu erfahren, um dieser Entwicklung zu trauen, war sicher, dass Enzo sich bereits nach einem neuen Partner umschaute, vielleicht schon einen gefunden hatte. Seine Ausflüge nach Florenz und Siena häuften sich in letzter Zeit. Enzo würde sich nicht damit begnügen, einen alternden Schriftsteller zu bekochen und dessen Launen über sich ergehen zu lassen.

Altlander wusste, dass er launisch war und andere verletzte, er stand dazu. Es war Teil seiner Persönlichkeit, nicht nur Pose. Obwohl ... das natürlich auch: der sarkastische Weltflüchtige, der gnadenlose Berichterstatter menschlicher Einfalt. Sehr bewusst zielte er auf die Schwachstellen seiner Mitmenschen, konnte seinerseits gut einstecken. Wobei er allerdings selten Ebenbürtige fand.

Vor ein paar Jahren noch hätte er Enzo seine kleine Stadtwohnung in Florenz überlassen und sich von ihm verabschiedet, um wieder auf die Pirsch zu gehen. Doch jetzt hielt er an dem jungen Mann fest wie noch nie zuvor an einem Geliebten, konnte sich kaum vorstellen, ohne ihn zu leben.

Vermutlich lag es am Alter. Seit einiger Zeit hatte er einen regelrechten Widerwillen dagegen, etwas in seiner Umgebung zu verändern. Er verfiel beinahe in Panik, wenn er sich vorstellte, dass er sich an eine neue Haushälterin gewöhnen sollte. Und wer würde für ihn kochen, wenn Enzo ginge? Wer die kleinen Feste organisieren, die er hin und wieder für ausgewählte deutsche und italienische Nachbarn und Kollegen zu geben pflegte? Wer die italienische Bürokratie bändigen, Arzttermine vereinbaren, Reisen planen – nach beinahe sechs Jahren, oder waren es schon sieben?

Draußen brach inzwischen die Nacht herein. Enzos Gestalt verschmolz mit der Mauer und dem Stamm einer Zypressen. Einzig das winzige glühende Ende seiner zweiten Zigarette verriet, dass er noch da war. Altlander bewegte sich nicht, stand im Dunkeln am Fenster, hoffte, dass Enzo ihn nicht bemerken würde. Vor wenigen Monaten noch hätte er ihn angesprochen oder wäre zu ihm hinuntergegangen, um gemeinsam mit ihm über die weiten Hügel

zu schauen, das magische Leuchten der hereinbrechenden Nacht zu bewundern, gemeinsam zu rauchen.

Vielleicht hätten ihre Schultern sich berührt, beinahe zufällig. Altlander liebte es, Erotik zu zelebrieren, den winzigen Funken zu einer Flamme werden zu lassen, die für kurze Zeit alles verzehrte und auslöschte. Aus diesem Grund hatte Enzo auch nie im Haupthaus gewohnt, sondern immer in einem höchst luxuriösen Appartement im Gästehaus. Über dieses Arrangement hatte es zwischen ihnen nie Streit gegeben. So war Enzo frei, und Altlander konnte seine Eigenheiten leben. Er verabscheute eheähnliche Verhältnisse zwischen Homosexuellen, fühlte sich auf seltsame Weise eher mit seiner Freundin Elsa verheiratet als mit Enzo oder einem der Vorgänger. Mit Elsa sprach er über seine Arbeit und gleichzeitig über ihre.

Elsa Michelangeli war Malerin und fast so alt wie er selbst. Ihre riesigen Landschaftsgemälde zeigten genau die Seite der Toskana, die seinen inneren Bildern entsprach: dunkle Hügel, Erosionswunden, Schlachtfelder der Geschichte. Bei Elsa waren die Sonnenblumen schwarz, die einsamen Häuser auf den Bergkuppen verlassen.

Unten an der Mauer bewegte sich Enzos Schatten-gestalt. Leises Husten drang zum Fenster herauf, dann knirschte Kies unter leichten Schritten. Enzo ging zum Gästehaus hinüber. Kurz darauf leuchteten die Fenster im ersten Stock auf. Erleichtert trat Altlander einen Schritt zurück, zog den Vorhang zu, knipste die Schreibtischlampe an. Er wunderte sich, dass Enzo an diesem Samstagabend noch zu Hause war. Halb absichtlich streifte seine Hand die Maus des Laptops, der Bildschirm leuchtete auf, zeigte die knappe Seite, die er am Nachmittag geschrieben hatte.

Es ging zu langsam. Er quälte sich mit jedem Satz, jedem Wort, obwohl sein Werk beinahe vollendet war. Karg sollte die Sprache sein, klar wie die Landschaft der Crete oder der karstigen Berge Griechenlands, wo Lord Byron für die Freiheit gekämpft hatte. Und doch gewaltig wie die Stürme des Mittelmeers, die einst den jungen Dichteringel Shelley verschlungen hatten.

Es war Altlanders letzter Versuch, an die Kraft seiner früheren Werke anzuschließen. Das Schreiben bereitete ihm inzwischen körperliche Schmerzen, die eigentlich geistige waren. Mit kleinen Dosen von Lachgas hielt er sie in Grenzen – mit jener Dosis, die ihn in einen leicht euphorischen Zustand versetzte. Dabei kam es auf die genau richtige Menge an, eine Sache der Erfahrung, an der es ihm nicht mangelte. Schon lange schrieb er mit Lachgas. Niemand außer Enzo und Elsa wussten davon. Er fand, dass es zu ihm passte – eine Droge, die seiner Weltsicht entsprach, seinem Sarkasmus. Außerdem war es billig. Altlander hatte nie verstanden, warum Menschen ein Vermögen für Kokain oder irgendwelche modischen Pillen ausgaben. Langsam ließ er sich in seinen Sessel fallen und griff nach der Atemmaske, lauschte kurz auf, als er Enzos Wagen fortfahren hörte, fühlte sich auf schmerzhaft Weise verlassen.

Er hatte es gesehen, trotzdem war er sich plötzlich nicht mehr sicher. Außerdem war er zu schnell gewesen, weil der Weg auf einmal in eine schmale Teerstraße mündete und sein Rennrad ganz von selbst beschleunigte. Commissario Guerrini hielt an und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Sonnenblumen im Feld nebenan blühten

so heftig, dass die Luft unangenehm süß roch. Langsam wendete er sein Rad, stieg wieder auf und fuhr den Weg zurück, den er gerade gekommen war.

Wie war das gewesen? Er hatte die alten Olivenbäume und Zypressen hinter dem schmiedeeisernen Zaun bewundert, und dabei waren ihm diese kleinen Leute aufgefallen. Chinesen, hatte sein Verstand gesagt. Blödsinn, hatte Guerrini ihm geantwortet. Aber sein Verstand hatte darauf bestanden. Zum Glück war der Hügel steil, der zu dem vornehmen Anwesen hinaufführte. Deshalb konnte er sehr langsam fahren, endlich absteigen. Die Villa – Renaissance, schätzte der Commissario – lag halb verborgen hinter mächtigen Zedern. Der Park rundherum wirkte sehr gepflegt. Und da waren sie wieder! Es gab keinen Zweifel. Der Park war voller Chinesen. Chinesen, die Kieswege kehrten, die Unkraut zupften, Chinesen, die Rasen mähten und Blumen gossen.

Guerrini blieb stehen. Die Chinesen hörten auf zu arbeiten und schauten zu ihm herüber. Guerrini schob sein Rad weiter den Hügel hinauf und blickte in die andere Richtung, sah zwei Reiter am Rand des Sonnenblumenfelds, eine sanfte weiße Wolke am Himmel und hielt die Chinesen noch immer für eine Halluzination. Immerhin hatte er an diesem Sonntagnachmittag eine Strecke von dreißig Kilometern zurückgelegt, immer rauf und runter. Er fühlte sich erschöpft, spürte den gerade verheilten Bruch seines Schienbeins, den er sich beim Kampf mit einer jungen Hexe in den Cinque Terre zugezogen hatte.

Wieder hielt er an, nahm seine Wasserflasche vom Rad und setzte sie an die Lippen. Auf diese Weise konnte er sich ziemlich unauffällig wieder dem seltsamen Park zuwenden. Jetzt waren die Chinesen verschwunden. Jeden-

falls die meisten. Nur zwei Frauen zupften noch immer mit gesenkten Köpfen in einem Rosenbeet herum.

Interessant, dachte Guerrini, steckte seine Wasserflasche wieder weg und ging langsam weiter, bis er zu einem protzigen schmiedeeisernen Tor kam, das von zwei Kameras überwacht wurde. Es erübrigte sich, nach einem Namensschild zu suchen. Pforten dieser Art trugen keine Namensschilder. Immerhin gab es eine Nummer: Borgo Ecclesia 23. Er würde keine Mühe haben herauszufinden, wer sich hinter dieser Adresse als Freund chinesischer Immigranten betätigte.

Als er sich wieder auf sein Rad schwingen wollte, trabten die beiden Reiter so nah an ihm vorbei, dass er ausweichen musste. Einer der beiden, eine blonde Frau mittleren Alters, deren Kleidung und Stiefel mindestens von Armani sein mussten, musterte ihn mit einem jener Blicke, die andere schrumpfen lassen, sie zu Würmern im Staub verwandeln. Und obwohl Guerrini sich eigentlich ziemlich widerstandsfähig gegenüber der Arroganz einer bestimmten Klasse fühlte, war er sich doch augenblicklich seines verschwitzten Körpers bewusst, des lächerlichen Fahrradhelms und seiner nackten behaarten Beine.

Er ärgerte sich, obwohl er sich nicht ärgern wollte. Ärgerte sich über die Reichenghettos, die sich auf den Hügeln rund um Siena ausgebreitet hatten, über sich selbst, weil er auf den Blick der eingebildeten Signora reagiert hatte, und außerdem darüber, dass er zu weit geradelt war, denn er brauchte noch eine Dreiviertelstunde bis nach Siena.

Doch wenigstens war es angenehm kühl in seiner schmalen Gasse mit den hohen Häusern, die gerade so weit von der Piazza di Campo entfernt war, dass die Touristenströme in der Ferne vorüberzogen. Guerrinis Woh-

nung lag ganz oben, im vierten Stock, ohne Lift. Auch das ärgerte ihn an diesem Abend, denn er war müde, und sein Bein schmerzte.

Unten waren die Mauern feucht, und es roch muffig. Guerrini stellte sein Rad in den winzigen Hinterhof und sicherte es mit einer dicken Kette. Auf der Mauer saß eine dürre rot-weiße Katze und betrachtete ihn mit ähnlich kalten Augen wie die Reiterin in Borgo Ecclesia. Es war eine fremde Katze. Guerrini kannte alle Katzen seiner Hinterhöfe. Er mochte diese Katzen, stellte ihnen regelmäßig Futter und Wasser hin. Aber diese Katze mochte er nicht! Deshalb hob er drohend seinen Arm und trat näher an die Mauer heran. Die Katze schnellte auf alle vier Beine, machte einen Buckel und verschwand lautlos.

Ein kleiner Sieg, immerhin, dachte Guerrini und lächelte über sich selbst. Trotzdem verfluchte er gleich darauf die vielen Stufen bis zu seiner Wohnung, aber oben war er froh, denn er konnte von der Küche den Dom sehen und von seiner winzigen Dachterrasse die Torre di Mangia, die gerade von der untergehenden Sonne in rotes Licht getaucht wurde.

Guerrini schenkte sich ein Glas Weißwein ein, hatte genug von all dem Wassertrinken während seiner Radtour und fragte sich, ob er nicht allmählich zu alt sei für solchen Unsinn. Wie oft war er an diesem Nachmittag von Pulks wild strampelnder Anwarter auf den Giro d'Italia überholt worden. Radfahren hatte in Italien die Form eines Massenwahns angenommen.

Er schlürfte den kühlen Wein, griff dann nach dem Telefon und wählte die Nummer der Questura.

«*Questura, pronto!*»

«Guerrini. Ist Sergente Tommasini in der Nähe? Er hat doch Dienst, oder?»